

Zeitschrift **BIOS** für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1 und 2/2024 (37. Jahrgang)

Themenheft:

Qualitative Interviews revisited.

Empirische Erkenntnisse zur sozialwissenschaftlichen Datenproduktion

Herausgegeben von Judith Eckert, Georgios Coussios und Carsten G. Ullrich

Judith Eckert, Georgios Coussios und Carsten G. Ullrich

Einführung in das Themenheft3

Fritz Schütze

Nachträgliche Betrachtungen zum autobiographisch-narrativen Interview.

Eine historisch ausgerichtete *work-study* über sozialwissenschaftliche

Entdeckungsarbeit an einer Forschungsmethode16

Shevek K. Selbert

Telling the Same Life Story Twice.

Interaktionale Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen im narrativen

Interview zwischen Adressierungszwang und „*passing stranger*“-Effekt95

Miriam Schäfer

Das (vermeintliche) Scheitern von narrativen Interviews.

Zum Erkenntnispotenzial von Interviewdynamiken.....118

Uwe Krähnke

Was verraten nicht-narrative Darstellungen in biographischen Interviews?

Zur moralischen Rechtfertigungs- und Entlastungsrhetorik in verbalen

Selbstauskünften138

Michael Corsten und Laura Maleyka

Die Präsentation der biographischen Visitenkarte.

Erzählstimulus und Selbsteinführung am Interviewbeginn.....157

<i>Georgios Coussios und Judith Eckert</i> Wie kommt es zu (k)einer Erzählung? Zum erzähl- und argumentationsgenerierenden Potenzial von Wie-kommen-Stimuli in qualitativen Interviews	182
<i>Christine Paul</i> Zum (Weiter-)Erzählen und Ausarbeiten animieren Fremdwiederholungen als Praxis der zurückhaltenden Gesprächssteuerung	212
Interviews zu Interviews	
<i>Kathryn Roulston in conversation with Judith Eckert and Georgios Coussios</i> “Any time I came across something puzzling or problematic, I wrote about it, and that helped me to think about interviews theoretically”	235
<i>Charles L. Briggs in conversation with Judith Eckert and Georgios Coussios</i> Decolonizing knowledge production in and through interview research	252
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	277

Nachträgliche Betrachtungen zum autobiographisch-narrativen Interview¹

Eine historisch ausgerichtete *work-study* über sozialwissenschaftliche Entdeckungsarbeit an einer Forschungsmethode

In Erinnerung an meinen Freund und Mitforscher Thomas Reim 1952-2024

Fritz Schütze

Vorbemerkung

Mein hier vorliegender Beitrag ist kein Versuch, eine systematische Darstellung der Erhebungs- und Analyseverfahren des autobiographisch-narrativen Interviews vorzunehmen (wie in Schütze 2009) oder gar eine Standortbestimmung bzw. die Revision eines systematischen grundlagentheoretischen Ansatzes für die sozialwissenschaftliche Biographicanalyse zu formulieren. Als der Absicht nach kooperativer Beitrag für die Konferenz in Essen im Frühherbst 2023 über offene Interviews hatte ich mir lediglich überlegen wollen, was die kognitiven Voraussetzungen für die Entstehung des narrativen Interviews generell und etwas später dann auch für die Entstehung des autobiographisch-narrativen Interviews in den 1970er Jahren an der neugegründeten Universität Bielefeld gewesen waren, wie diese Interviewform dann Schritt für Schritt entstanden

1 Ich bedanke mich bei Judith Eckert und Carsten G. Ullrich für ihre Akzeptierung der essayistischen Form meines Beitrages und für die umsichtige Betreuung seiner Überarbeitung. Bei Carsten G. Ullrich und bei Gerhard Riemann bedanke ich mich zudem für ihre Beratung bezüglich meiner anfänglichen Schwierigkeiten bei der Auswahl der thematischen Aspekte meines Beitrages. Diese Beratung hat mich damals sehr klärend darauf hin orientiert, mich auf die epistemischen Grundlagen des oralen autobiographischen Stegreiferzählens wie die elementaren Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung – und eben nicht auf die bekannten Standardpraktiken der Erhebung und Auswertung des autobiographisch-narrativen Interviews – zu fokussieren. Bei Gerhard Riemann bedanke ich mich auch noch zusätzlich für eine erste Lesung und eingehende Kritik der ursprünglichen Textfassung und für wichtige Erinnerungshilfen und technische Unterstützungsaktionen. Die beiden Gutachterpersonen, die meiner ursprünglichen Textfassung grundsätzlich positiv zugetan waren, haben im Zuge ihres genauen Nachverfolgens meiner zeitlich weit rückgewandten Erzähl-Darstellungsgänge, die eine ganz andere Forschungslandschaft als die heutige aus meiner jetzigen Erinnerungssicht nachzuzeichnen versuchen, manche zusätzliche Klärungen eingefordert. Für diese zugewandte wissenschaftliche Kommunikation über die Kluft von ein oder zwei (?) Forschungsgenerationen hinweg möchte ich ihnen danken. Zudem möchte ich mich auch noch für die Gastfreundschaft meiner beiden Freunde in Philadelphia, Nicholas Matthes und Andy Tan bedanken, die mich während der gutachterlich erforderlichen Ergänzungsarbeit bezüglich meines jetzigen Heftbeitrages auf eine besonders herzliche Weise beherbergt haben. Schließlich muss ich mich mit großer Anerkennung bei Sammy Charafi, Universität Essen, für seine umsichtige und sachverständige Vorendkorrektur meines Beitrages mit all dem, was dabei bedacht werden muss (einschließlich der Frage der Verständlichkeit des Textes), und für seine in jeder Hinsicht präzise Formatierung meines Textes bedanken.

war und was die wesentlichen epistemischen Prozesse ihrer Entwicklung gewesen waren. Letztere kristallisierten sich insbesondere in tragenden Erkenntniskategorien aus wie (a) in den elementaren Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung (des Erzählens, des Beschreibens und des Argumentierens), (b) in den biographischen Prozessstrukturen (der Erleidensverlaufskurve, des biographischen Handlungsschemas, des institutionellen Ablaufmusters und des kreativen Wandlungsprozesses) und deren suprasegmentalen Markierern, (c) im Zusammenwirken der drei elementaren Kommunikationsschemata bei der sequenziellen Entfaltung der Darstellung von biographischen Gesamtformungen von Lebensgeschichten und schließlich auch (d) in der Lebenserzählung in ihrer Gesamtformung als dem Ausdruck zeitlich langgezogener biographischer und sozialbiographischer Gesamtprozesse.

Die beiden Gutachterpersonen, die es mit meinem Beitragsentwurf durchaus insgesamt gut meinten, haben mir allerdings in ihren Gutachten zu verstehen gegeben, dass ich an einigen Stellen meines Beitragsentwurfs die damaligen Erkenntnisprozesse noch näher erläutern müsse. Das betraf insbesondere die von Werner Kallmeyer und mir gesondert und parallel zur Analyse der Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung (und insbesondere desjenigen des autobiographischen Stegreiferzählens) entwickelte spezifische Vorgehensweise bei der Analyse von Aktualtexten: insbesondere, wie sprachlich vollzogene und/oder sprachlich vorangetriebene interaktive Handlungsschemata im Alltagsleben und in institutionellen Kontexten zu untersuchen seien. Denn natürlich sind gerade auch der von der Interviewerperson und der Informantenperson geteilte interaktive Handlungsrahmen von autobiographisch-narrativen Interviews und die spezifisch darauf bezogenen Interaktionsaktivitäten solche interaktiven Handlungsschemata. Diesem zusätzlichen Erläuterungsbedarf wird in meinem jetzigen Beitrag in einigen Fußnoten, in einigen kleineren Textergänzungen und in einem Anhang zu meinem Beitrag Rechnung getragen.

Mein damaliger Vortrag in Essen und mein jetziger Beitrag waren und sind von mir als eine historisch ausgerichtete wissenssoziologisch-prozessanalytische *work-study* über sozialwissenschaftliche Entdeckungsarbeit gedacht (zu solchen *work-studies* generell und in Einzelstudien vgl. etwa Mondada/Schütze 2004). Meine hier vorliegende *work-study* fußt empirisch aber nicht wie in der sonstigen Tradition der qualitativ-empirischen Studien über wissenschaftliche Arbeit (im Sinne von Harold Garfinkel, Bruno Latour und anderen) auf der empirischen Grundlage von Aktualtexten des hier und jetzt aktuell in der sprachlichen Kommunikation vollzogenen Forschungshandelns, sondern auf der Grundlage einer erinnernden retrospektiven Betrachtungsweise, die bei mir durch das informantenseitige Selbsterleben von verschiedenen autobiographisch-narrativen und anderen offenen Interviews über meine Entwicklung als Sozialwissenschaftler (zum Beispiel Schütze 2019) bereits lange Zeit vor dem Schreiben meines damaligen Vortrags in Essen und seiner weiteren Ausarbeitung zu meinem jetzigen Heftbeitrag aufgespannt worden war – wenngleich zugegeben werden muss, dass das Erinnern im autobiographischen Stegreiferzählen nicht genau dasselbe ist wie die Analyse von Transkriptionen eigener Interviewdarstellungen.

Und natürlich ist auch die Selbst-Analyse eigener Erzähltexte etwas anderes als die Analyse der Erzähltexte fremder Informanten wie in der Untersuchung von Kreitz 2000. Aber ich habe doch, soweit es mir eben möglich war, zumindest versucht, mit fremdem analytischem Blick auf meine Stegreiferzählendarstellungen früherer eigener Forschungsüberlegungen und -aktivitäten in deutscher bzw. in englischer Sprache zu

schauen, wie sie in fünf veröffentlichten Interviewdarstellungen in den letzten fünfzehn Jahren und in einer noch einmal rund dreißig Jahre früheren autobiographischen Interviewdarstellung, die nicht veröffentlicht wurde, von mir dargestellt worden sind – in Erzählerdarstellungen, die auch mir selbst heute in ihrer Formulierungsweise teilweise recht fremd geworden sind. Meine elaborierte Erzählerdarstellung aus dem Jahre 2019 zum Beispiel habe ich zudem so umsichtig bearbeitet, dass trotz der damaligen notwendigen Textglättung zur Förderung ihrer Lesbarkeit – zum Beispiel in Gestalt der Entfernung von grammatischen Fehlern in Sprechtext – die ursprüngliche Kern-Erzählgestalt für die Leser noch weiterhin rekonstruierbar ist.² Mit der Bearbeitung der verschiedenen Interviewtexte der letzten fünfzehn Jahre über meine wissenschaftliche Arbeit für die Leserschaft hatte ich mich also insgesamt sorgfältig befasst; und das erscheint mir dann aber doch zumindest ein teilweises analytisch-reflektorisches Äquivalent zu einer eigenen Forschungsanalyse der transkribierten Texte der verschiedenen Interviews mit mir zu sein.

Arbeitsstudien über das interaktive wissenschaftliche Handeln auf der empirischen Grundlage von retrospektiven autobiographischen Erzähltexten sind zugegebenermaßen nicht häufig; sie existieren aber – wie zum Beispiel diejenige der Untersuchung über die Erkenntnisprozesse im Biologiestudium (Kreitz 2000). Gerade auf der empirischen Basis von retrospektiven Erzähltexten eigener Entdeckungserfahrung von Forschungspersonen kann in sozialwissenschaftlichen Arbeitsstudien wissenschaftlicher Arbeit besonders konturiert zutage treten, mit wie viel anfänglichem Nichtwissen und auch mit welcher erheblichen Entdeckungsnaivität oftmals neue Forschungsprozesse in Gang gesetzt werden. Ich wusste damals zum Beispiel noch wenig von der sich in jenen Tagen im Kreis von Thomas Luckmann gerade erst in anfänglichen Suchschritten entwickelnden gattungsanalytischen Betrachtungsweise (mit ihren teilweisen Anregungen durch die Konstanzer Literaturwissenschaft),; und die damals gerade erst in Bruchstücken entstehende Gesamtlandschaft und der generelle Stand der Diskussion der methodischen Ansätze in der rekonstruktiv-qualitativen Sozialforschung waren, wie eine der Gutachterpersonen das auch selbst realistisch einschätzt, ein diffuses, noch größtenteils unentwickeltes Such- und Ausprobierfeld.

In meinem Essener Vortrag und in meinem dann weiter ausgearbeiteten jetzigen Beitrag wollte und will ich diese Suche nach den Entdeckungsprozessen meiner eigenen Forschungsarbeit so authentisch wie möglich wiedergeben. Dazu gehört dann natürlich auch, dass ich nicht die erst später von anderen Forschenden (und teilweise auch von mir) gewonnenen Erkenntnisse und die entsprechenden erst später entwickelten Kategorisierungen für meine gegenwärtige retrospektive Darstellung der Anfangsphasen der Entwicklung des autobiographisch-narrativen Interviews als damals bereits existent bzw. orientierungsrelevant voraussetzen durfte und darf. Dazu gehört schließlich auch, dass ich aus Authentizitätsgründen in meiner jetzigen Selbsterinnerungs-Darstellung der damaligen Forschungsorientierungssuche meinerseits und meiner Mitsuchenden verschiedene Forschungspersonen dann auch nicht genannt habe, die ich damals noch nicht kannte – obwohl ich mich bemüht hatte, alle damaligen Akteurinnen und Akteure des interdisziplinären Forschungsfeldes der Tendenz nach kennenzuler-

² Siehe die elaboriert erläuternden Ausführungen zu dieser Erzählerdarstellung, die im elektronischen Anhang der Interviewveröffentlichung 2019 abrufbar sind.

Telling the Same Life Story Twice

Interaktionale Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen im
narrativen Interview zwischen Adressierungszwang und
„*passing stranger*“-Effekt

Shevek K. Selbert

1. Einleitung

Trotzdem ist jede Geschichte, meine ich, eine Erfindung und daher auswechselbar. Man könnte mit einer fixen Summe gleicher Vorkommnisse, bloß indem man ihnen eine andere Erfindung seines Ichs zugrunde legt, sieben verschiedene Lebensgeschichten nicht nur erzählen, sondern leben. Das ist unheimlich. Wer es weiß, hat Mühe zu leben [...] andernfalls müsste er sich ja ein anderes Ich erfinden, das heißt: er müsste seine ganze Lebensgeschichte nochmals umdichten, alle Vorkommnisse seiner Vergangenheit anders erzählen, nochmals sich selbst erleben (Max Frisch 2017 [1961]: 35)

1981 begann Livia Polanyi ihren Aufsatz *Telling the same story twice* mit der trivialen, aber wichtigen Klarstellung, dass die Frage, ob es überhaupt möglich sei, die gleiche Geschichte wiederholt zu erzählen, davon abhängt, was man unter „Geschichte“ und was man unter „gleich“ versteht. Unter Annahmen von *local occasioning* und *recipient design* sei es allenfalls möglich, „the same global ‚point‘“ (Polanyi 1981: 315) zu kommunizieren, die eigentliche Geschichte sei aber keinesfalls noch einmal „die gleiche“ Geschichte. Kathleen Ferrara folgte dem gleichen Verständnis in ihrer Auseinandersetzung mit *retellings in Therapeutic ways with words* (1994) und ging so weit, in ihrer Typologie des Wiedererzählens überhaupt nicht vorzusehen, dass die „gleiche Geschichte“ „gleich“ erzählt werden könnte.¹ Für sie war es methodologisch gar nicht anders erwartbar, denn es sei „apparent that the same narrative, given by the same speaker to the same addressee, acting in the same roles, in the same setting, will still differ from week to week“ (Ferrara 1994: 58); dafür hätte die Beziehungsebene notwendigerweise zu viel Einfluss auf die Wiedererzählbarkeit (*retellability*, ebd.). Diese methodologische Überzeugung davon, wie Erzählungen in ihrer Entstehung sozial bedingt sind,

¹ Ferrara 1994 folgte einem weiten Verständnis von „gleich“/„same“, indem sie mit ihrem „Principle of Narrative Equivalency“ definierte, dass „two or more narratives can be viewed as a retelling or as the same if one of the narrative elements: event, point, or theme, is the same.“ (ebd.: 83). In ihrer Typologie unterschied sie entsprechend „same event – different point“, „different events – same point“ und „similar events – same theme“. Der Typus „same event – same point“ wurde von ihr somit gar nicht erst berücksichtigt.

möchte ich als *Paradigma der interaktiven Hervorbringung* bezeichnen. Im Sinne dieses Paradigmas würde man also erwarten, dass sich auch eine Stegreiferzählung insbesondere durch Adressierungseffekte konstituiert und sich die Ich-Geschichte vorrangig als Beziehungsgeschichte der konkreten Erzählsituation entfaltet. Allerdings waren Ferraras empirische Einblicke in *retellings* maßgeblich ermöglicht und begrenzt durch den Charakter ihres Grundlagenmaterials: aufgezeichnete Psychotherapiesitzungen. Als dyadische Beziehungsgeschichten mit dem gemeinsamen Ziel, unbedingt therapeutische Fortschritte zu erzielen bzw. einander zu zeigen, unterliegen solche Gespräche und ihre Erzählungen besonders stark zweckmäßigen Dynamiken der Erwartung und Erwartungserwartung.

Erst durch die weitere Wiedererzählforschung (Norrick 1997, 1998; Barth-Weingarten et al. 2012; Schumann/Lucius-Hoene 2014; Schumann et al. 2015; Josselson 2019; Habermas/Berger 2011; Habermas 2019, 2020; Luppi 2022) öffnete sich der Blick anhand von diverserem Grundlagenmaterial und erfasst deutlicher auch die Gemeinsamkeiten von Erzählversionen und die bisweilen verblüffende inhaltliche und formale Stabilität von Einzelformulierungen, Redewiedergaben und umfänglicheren Geschichten über die Zeit hinweg. Diese „neuen“ Materialerfahrungen führten zu „neuen“ methodologischen Erwartungen und Intuitionen, die ich als *Paradigma der Vorgeformtheit* bezeichne (zum Begriff der Vorgeformtheit vgl. Gülich 2020 [2007]). Im Sinne eines solchen Paradigmas ist gar nicht anders zu erwarten, dass Menschen angesichts von Formulierungs- und Erzählaufträgen auf bereits bewährte Bestände an etablierten Routinen und eingeschliffenen Gewohnheiten zurückgreifen.

Innerhalb der „traditionellen“ Biographieforschung findet sich noch eine weitere methodologische Erwartung zu den Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen, die ich als *Paradigma der Erzählemergenz* bezeichne und das nach Schütze'scher Prägung das narrative Interview als Erhebungsform auszeichnet. In der Forschungsliteratur zum biographisch-narrativen Interview findet sich mit den Begriffen „Erzählfolie“ (Schütze 1984: 78; Küsters 2006: 66) und „Repertoiregeschichte“ (Nittel 2008: 81 ff.) ein deutlicher Vorbehalt gegenüber wiederholten Erzählungen. Aus dieser – aus Einmalserhebungen gewonnenen – Perspektive werden Wiedererzählungen als Untergrabung des Stegreifprinzips aufgefasst und somit als nicht vereinbar mit dem „narrativen Strom des Nacherlebens“ (Schütze 1984: 78) gesehen bzw. „kurz gesagt: misslungen sind Interviews ohne Stegreiferzählung“ (Küsters 2006: 66). Sogenannte „Repertoiregeschichten“ werden von Dieter Nittel gar in eine Aufzählung mit „inszenierten Erzählungen oder gar ausgedachten Geschichten“ gestellt, denen „auf die Schliche zu kommen“ (Nittel 2008: 95) sei.

Im vorliegenden Beitrag möchte ich zeigen, dass alle drei Paradigmen notwendig sind, um die Konstitutionsbedingungen von Stegreifzählungen im narrativen Interview zu verstehen. Für mein Promotionsprojekt hatte ich eine biographisch-narrative Wiederholungsbefragung im Abstand von mehr als zehn Jahren durchgeführt (siehe Abschnitt 2) und in der Vergleichsauswertung festgestellt, dass interaktive Hervorbringung, Vorgeformtheit und Erzählemergenz allesamt auf die Relevanzsetzung der Erzählenden einwirken und es einzelfallspezifische Ausprägungen sind, die darüber entscheiden, welcher der Einflussfaktoren gestaltprägend wirkt. Mit einem methodologischen Vorschlag, einen „Adressierungszwang“ als vierten Zugzwang des Erzählens, und dem wiederentdeckten „*passing stranger*“-Effekt (Rubin 1974) möchte ich zudem

Das (vermeintliche) Scheitern von narrativen Interviews

Zum Erkenntnispotenzial von Interviewdynamiken

Miriam Schäfer

1. Einleitung

In der Literatur zu qualitativen Methoden existiert eine Fülle an Texten zu verschiedenen Formen von und dem Vorgehen in Interviews (zum Beispiel Helfferich 2004; Hermanns 2017; Kruse 2014; Misoch 2019). Darin finden sich vielfältige Hinweise, wie man in verschiedenen Interviewformaten vorgehen und was man als Interviewer*in (nicht) tun sollte oder was sich je nach spezifischem Ziel der jeweiligen Interviewmethodik als förderlich oder hinderlich erweist. Angedeutet wird an manchen Stellen, dass Interviewen eine Kunstform sei (zum Beispiel Rubin/Rubin 2005), oder es wird darauf verwiesen, dass Interviewende bestimmte soziale und kommunikative Kompetenzen benötigen, um „erfolgreich“ Interviews führen zu können (Misoch 2019: 229 ff.).

Jenseits von eher technischen Fragen einer „guten“ Interviewführung und den dazu notwendigen Kompetenzen ist der Ablauf eines Interviews jedoch nicht nur vom Können oder der Erfahrung der Interviewer*innen abhängig. Auch andere individuelle, strukturelle und situative Konstellationen einer Forschungssituation haben Auswirkungen darauf, wie ein Interview verläuft. Vermutlich kennen die meisten mit Interviews Forschenden die Gefühle nach einem Interview, dass etwas nicht optimal verlaufen ist, etwas anderes erwartet zu haben oder sogar gescheitert zu sein: Die interviewte Person hatte nicht genügend Zeit, hat sich auf die Fragen nicht eingelassen, hat eine Begleitung mitgebracht oder gar Interviewtermine immer wieder abgesagt. Dies sind nur einige Beispiele dafür, was „schief“ gehen kann. Solche Unwägbarkeiten werden in Forschungsprozessen häufig reflektiert und durchaus genutzt, um Erkenntnisse über den Fall oder das Feld zu erhalten. Dass die Interviewsituation und der -verlauf relevante Daten sein können, spiegelt sich auch in der Praxis wider bzw. in dem Aufruf dazu, „Postskripte“, „Memos“ oder ähnliches anzufertigen, die Notizen zum Kontakt-/Interviewverlauf und der Interaktion etc. enthalten (zum Beispiel Kruse 2014; Rosenthal 2011). Der Feldzugang und die Interaktion mit Forschenden eröffnen bereits einen Blick auf die Strukturen des Feldes und können als „soziologischer Lernprozess“ (Lau/Wolff 1983) vielfältige Einsichten liefern.

Daran anknüpfend werde ich in diesem Beitrag aus einer soziologischen, biographietheoretischen Perspektive dafür plädieren, Interviewdynamiken als empirisches Phänomen zu betrachten, das im Zusammenhang des jeweiligen Forschungsfeldes steht. Ich zeige anhand zweier empirischer Beispiele, dass der Forschungs- und Interviewverlauf in einem Forschungsfeld für den Erkenntnisgewinn genutzt werden kann (oder sollte) und dass es sich bei der Art, wie Interviews verlaufen, nicht (nur) um in-

dividuelle Verläufe handelt, sondern (auch) um gruppen- bzw. feldspezifische Forschungsergebnisse. Ob und inwiefern Interviews „gelingen“ oder „scheitern“, kann mit der Strukturierung des Forschungsfeldes erklärt werden und steht in Wechselwirkung mit dem Forschungsdesign. „Scheitern“ sagt daher nichts über die „Kompetenz“ der Sprechenden aus, sondern verweist auf das Eingebundensein der Sprechenden in ein Feld oder eine Wir-Gruppe (vgl. Hinrichsen et al. 2013). „Scheitern“ stellt sich als sozial bedingt dar und kann vor allem auch zu einer empirischen Frage eines untersuchten sozialen Phänomens werden. So zeigen beispielsweise Rosenthal et al. (2011: 32 ff.) in ihrer Forschung zu den Familiengeschichten sogenannter Spätaussiedler*innen, dass Schwierigkeiten in der Kontaktaufnahme von einem praktischen Problem zu einer Beobachtung und, durch systematische Auswertung, zu einem empirischen Befund der Regeln von „gelingenden“ und „scheiternden“ Kontaktverläufen in diesem Feld wurden. Klar gezeigt wird auch hier, dass es sinnvoll ist, „Probleme“ von Feldzugängen und Interviewdynamiken nicht einfach vor dem Hintergrund methodischer Standards oder im Hinblick auf die Kompetenzen von Interviewenden als defizitäre (Interview-) Daten zu betrachten. Im Gegenteil: Es wird deutlich, dass sie fruchtbar gemacht werden können und dass man sich in jedem Feld den jeweiligen „Problemen“ (neu) zuwenden muss. Anknüpfend daran werde ich argumentieren, dass es geboten ist, diese „Probleme“ analytisch zu nutzen, da sie zu gegenstandsangemessener Forschung beitragen können.

Empirische Basis für meine Darstellung bilden Erkenntnisse aus zwei Forschungsprojekten¹. Auf Grundlage meiner Forschung zu den biographischen Verläufen und Handlungsstrukturen von Polizist*innen kann gezeigt werden, dass das „Gelingen“ und „Scheitern“ von Interviews im Kontext des Feldzugangs und der Feldposition der Forscher*in in einem spezifisch strukturierten Forschungsfeld stehen (können). Anhand von Interviews mit Mitgliedern der Religionsgemeinschaft Jehovas Zeugen, die im Rahmen einer Mehrgenerationenstudie zu Familien stigmatisierter NS-Opfergruppierungen erhoben wurden, lässt sich wiederum zeigen, dass das „Gelingen“ und „Scheitern“ von Interviews mit dem Grad der Zugehörigkeit zu einer starken Wir-Gruppe variiert. „Gelingen“ und „Scheitern“ werden in diesem Beitrag anhand des Forschungsverlaufes in der Polizei und der Kontrastierung der Interviewsituationen und biographischen Verläufe in einer Familie von Zeug*innen Jehovas auf die folgenden Fragen bezogen diskutiert: ob und wie in narrativen Interviews erzählt wird, wovon dies jeweils strukturiert wird und inwiefern (anfänglich formulierte) Forschungsfragen beantwortet werden können. Neben den schon genannten kann „Gelingen“ und „Scheitern“ in/von Interviews viele weitere Facetten umfassen.² Im Fokus dieses Beitrages steht, ob und wie sich Interviewpartner*innen im Rahmen von (biographisch-)narrativen Interviews darauf einlassen, über eigenerlebte Erfahrungen zu erzählen. Kontext der Forschung

1 Bei dem Ersten handelt es sich um mein Promotionsprojekt *Polizist*in werden – Polizist*in sein. Strukturen und Widersprüche polizeilicher Arbeit* (Schäfer 2021) und der Vorarbeit dazu im Rahmen meiner Masterarbeit (2013). Bei dem zweiten Projekt handelt es sich um das DFG-Projekt „Gemeinschaftsfremde“ und „Staatsfeinde“: Intergenerationale Handlungs- und Erinnerungsstrukturen in Familien stigmatisierter NS-Opfer in Österreich und Deutschland“ (442960441, Laufzeit: 2021-2025), geleitet von Maria Pohn-Lauggas, koordiniert von der Autorin. Die empirische Analyse der unten vorgestellten Fälle führten Maria Pohn-Lauggas, Miriam Schäfer und Victoria Taboada Gómez durch.

2 Siehe dazu die Typologie, die Eckert und Cichecki (2020: 54 ff.) entwerfen: Anhand der Frage von Hintergrunderwartungen und deren Erfüllung bzw. Enttäuschung zeigen sie, woran man in Interviews „scheitern“ kann.

Was verraten nicht-narrative Darstellungen in biographischen Interviews?

Zur moralischen Rechtfertigungs- und Entlastungsrhetorik in verbalen Selbstauskünften¹

Uwe Krähnke

1. Problemaufriss

Unter qualitativ Forschenden gelten eine als „Leitfadenbürokratie“ (Hopf 1978) gehandhabte Interviewführung sowie „karge Interviews“ (Helfferich 2011: 145 ff.) als No-Gos. Demnach sind kurzsilbige Antworten bei qualitativen Befragungen wenig zielführend. Dies trifft ebenso für abstrakte, vorzugsweise mit semantischen Leerformeln gespickte Statements zu, wie sie häufig von gesellschaftlich exponierten Personen in qualitativen Interviews vorgebracht werden (Schütze 1977). Zur Frage, wie Interviewte dazu bewegt werden können, für die Beantwortung der Forschungsfrage aussagekräftige Selbstauskünfte zu geben, gibt es eine reichhaltige Methodenliteratur innerhalb der qualitativen Forschung.² Ein gemeinsamer Nenner ist, dass Bedingungen geschaffen werden sollten, damit sich die Interviewten möglichst ausführlich zum vorab vereinbarten Themenbereich äußern können. Das heißt, ihnen müssten Gelegenheiten geboten werden, ihre eigenen Erfahrungen sowie subjektiven Deutungen und Relevanzsetzungen wiederzugeben, ohne sich zu verstellen. Weder sollten ihre Redebeiträge von einem standardisierten Fragekatalog eingeengt noch von Effekten des Primings bzw. der sozialen Erwünschtheit oder durch situative Einflüsse von außen gelenkt werden. Anders als bei einer standardisierten Befragung streben qualitativ Forschende in der Interviewsituation ein minimal-invasives Kommunikationsverhalten der Interviewerhebung an. Ein solches Kommunikationsverhalten läuft auf eine explorative Datenerhebung mit einer asymmetrischen Rollenverteilung hinaus. Forschende sind bei einem gelungenen qualitativen Interview größtenteils aktive Zuhörende und ihr Modus Operandi sind die interessierte Neugier und das Evozieren von möglichst authentischen

1 Für ihre Hinweise danke ich den beiden anonymen Gutachter*innen sowie Carsten Ullrich, Georgios Paul Coussios und vor allem Judith Eckert.

2 Neben den drei zitierten Texten von Christel Hopf (1978), Fritz Schütze (1977) sowie Cornelia Helfferich (2011) sind stellvertretend zu nennen: Robert Merton und Patricia Kendall (1946) mit ihrem Konzept des fokussierten Interviews; Fritz Schütze (1983) zum narrativen Interview; James Spradley (1979) zum ethnografischen Interview; Andreas Witzel und Herwig Reiter (2012, 2022) zum problemzentrierten Interview; Rosenthal (2005) zur sozialkonstruktivistischen Biografieforschung auf der Datenbasis von narrativen Interviews; Arnulf Deppermann (2013) zur interaktiven Hervorbringung von Sachverhaltsdarstellungen.

Selbstauskünften der Interviewten. In einer qualitativen Interviewerhebung gelten die Interviewten als die „Expert*innen“, und nicht die Forschenden.

Beim narrativen Interview ist die minimal-invasive Kommunikationseinwirkung durch Forschende am konsequentesten umgesetzt. Zum Tragen kommen hier die Gesprächstechniken der offenen, erzählgenerierenden Einstiegsfrage sowie des immanenten Nachfragens in Form der Bitte, ein von der interviewten Person selbst zuvor angesprochenes Thema weiter zu elaborieren. Die Adressierten werden so auf systematische Weise motiviert, einen Sachverhalt ohne suggestive Beeinflussung, möglichst detailliert, ausführlich und nahe an dem selbst Erlebten darzulegen, idealiter als Stegreiferzählung. Solchen spontanen Erzählungen wird von qualitativ Forschenden eine besondere Qualität zugesprochen. In ihnen spiegeln sich, so die verbreitete Annahme, subjektive Erlebnisaufschüttungen der Interviewten in ihrer formalen sequenziellen Struktur sowie der chronologische Ablauf der erinnerten Ereignisse und Handlungen wider. Narrative Interviewpassagen gelten als erlebnisnah. Mit ihrer Analyse sei die soziale Wirklichkeit methodisch so rekonstruierbar, wie sie sich aus der Sicht der Interviewten selbst darstellt.³

Diese epistemologische Auffassung von der Erlebnishäufigkeit autobiographischer Erzählungen wird im vorliegenden Beitrag geteilt – eingedenk der kritischen Einwände gegen Schützes strenge Homologietheorie und entgegenlaufender Argumentationen.⁴ Es wird jedoch die darüberhinausgehende These diskutiert, dass auch mittels „Textsorten“ bzw. „Sachverhaltsschemata“ (Kallmeyer/Schütze 1977: 160) jenseits der Erzählung authentische Selbstauskünfte der Interviewten verbalisiert werden können und diese dem Analysegehalt narrativer Interviewpassagen gleichwertig sind. Nach Schütze (1977: 1; 1987: 149) werden beschreibende und argumentierende Sachverhaltsdarstellungen als nachgelagerte Interviewpassagen behandelt. Wie in dem vorliegenden Beitrag anhand von Beispielen demonstriert wird, greifen interviewte Personen auf nicht-

3 Die Annahme einer Homologie zwischen Erzählung und erlebter biografischer Erfahrung ist zentraler Bestandteil der erzähltheoretischen Grundlagede von Schütze (1976: 197; 1987: 14). Ähnlich auch Kallmeyer/Schütze (1977: 162).

4 Aus linguistischer Sicht sei es ein Irrtum anzunehmen, so etwa Rehbein (1989: 171 f.), dass sich in einer Stegreiferzählung authentische Erfahrungen unvermittelt niederschlagen. Vielmehr würden Erfahrungen in begrifflich verarbeiteter Form und der konkreten Sprechsituation angepasst verbalisiert bzw. nur interaktiv hervorgebracht (Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Deppermann 2013). Ein weiterer Einwand gegen die Annahme einer strengen Homologie von autobiographischem Erleben, Erinnern und Erzählen lautet, dass man nicht von einer konstanten Identität des Biographieträgers ausgehen könne (Bude 1985). Vielmehr sollten Autobiographien verstanden werden als „Selbstbeschreibungen von Individuen im Kreuzungsbereich gelebter Lebensgeschichte und gelebter Gesellschaftsgeschichte“ (Fischer-Rosenthal 1995: 44; ähnlich auch Rosenthal 2010). Neben den gesellschaftsprägenden Öffentlichkeitsdiskursen spielen die lebensweltlich eingebundene mündliche Alltagskommunikation für die Memorierung von historischen Ereignissen eine Rolle (Assmann 1988: 9 ff.). Eckert et al. (2024) zeigten darüber hinaus forschungspraktische Probleme eines zu stark auf die Erzählung fokussierten Textsortenkonzepts für qualitative Interviews auf. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass trotz jener Hinweise auf den performativen Charakter, die Darstellungsabsicht und die Interaktivität des mündlichen spontanen Erzählens sowie die biographische Überformung des ursprünglich Erlebten von den jeweiligen Autor*innen nicht grundsätzlich in Abrede gestellt wird, dass in der Erzählung eine viel erfahrungsintensivere Wiedergabe von selbst erlebten episodischen Situationen und Ereignisketten erfolgt als bei nicht-narrativen Darstellungsschemata. Dieser Aspekt wird noch einmal im 3. Kapitel dieses Beitrages aufgegriffen.

Die Präsentation der biographischen Visitenkarte

Erzählstimulus und Selbsteinführung am Interviewbeginn

Michael Corsten und Laura Maleyka

1. Einleitung: Der Gesprächsbeginn qualitativer Interviews – Konzeption und Empirie

Qualitative Interviews gehören neben Befragungen sicherlich zu den meist verwendeten Erhebungsmethoden in der empirischen Sozialforschung, speziell selbstverständlich in der qualitativen Forschung. Sie sind mittlerweile vielfach beschrieben worden (Bertaux 2018; Froschauer/Lueger 2003; Kruse 2015; Küsters 2021). Instruktionen, wie bei ihrer Erhebung methodisch angemessen (zum Beispiel Helferrich 2011) vorzugehen ist, finden sich in nahezu jedem Handbuch zur empirischen Sozialforschung (zum Beispiel Küsters 2019; Rosenthal/Worm 2018). *Vice versa* sind die Vorschläge zu ihrer Auswertung ebenfalls Legion (Nohl 2013; Rosenthal 1995; Corsten 2020).

Gleichwohl ist die Literatur zur Erhebungsmethode des qualitativen Interviews forschungslogisch bzw. methodologisch in der Regel auf Sollvorschriften, also normativen Klärungen des adäquaten Vorgehens beschränkt geblieben. Es finden sich kaum systematische Untersuchungen dazu, was in qualitativen Interviews tatsächlich passiert, vor allem, welche Auswirkungen die Einhaltung oder Nicht-Einhaltung der methodischen Vorschriften in der Empirie des Interviewgesprächs konkret haben. Das hängt auch mit dem bereits früh von Jörg Bergmann (1985) monierten Umstand zusammen, dass „die Auswertung des narrativen Interviews sich in der Regel darauf konzentriert, durch die wechselnden rekonstruierenden Deutungen hindurch die faktischen Prozessabläufe des Lebens des Interviewten zu erfassen. [...] [D]ie Aufzeichnungsqualität der Daten wird so voll und ganz ihrer Rekonstruktionsqualität untergeordnet“ (Bergmann 1985: 309). Demgegenüber werde das Potenzial der Interviewaufzeichnungen als registrierende Daten, die Interviewgespräche als Vollzugwirklichkeit sozialer Praxis dokumentieren, zu wenig ausgeschöpft.

Dies ist aus unserer Sicht nicht nur ein methodisches oder methodologisches Manko, weil der instruierenden Literatur Befunde zu ihrer eigenen Überprüfung fehlen. Vielmehr offenbart sich auch ein soziologischer Mangel, insofern es sich bei einem qualitativen Interview um ein Gespräch und demnach um eine soziale Situation *sui generis* handelt, die ebenfalls von kommunikations- und konversationssoziologischem Interesse ist.

Wir unternehmen in diesem Beitrag eine empirische Erkundung und punktuelle Prüfung einiger Annahmen, die sich in der Literatur zum qualitativen Interview finden. Um dieses Ziel im Rahmen eines Artikels umsetzen zu können, begrenzen wir uns auf die Untersuchung einer spezifischen Gattung des qualitativen Interviews, auf das von

Fritz Schütze begründete „narrative Interview“. Es wurde vor allem in der soziologischen und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung wie auch in der Oral-History-Forschung vielfach verwendet. Dabei gilt es, im Sinne der kommunikativen Gattungsanalyse (Günthner/Knoblauch 1996; Luckmann 1986) zwischen den Aspekten zu unterscheiden, die sich einerseits auf die soziale Situation beziehen, die im qualitativen Interview der Vermittlung der Kommunikation dienen, und die andererseits den Dynamiken des autobiographischen Erzählens geschuldet sind. (2) Im ersten Abschnitt legen wir daher methodenkonzeptionell dar, wie sich das qualitative Interview generell und das narrative Interview im Speziellen mit Ehlich/Rehbein (1972) als „Hyperpragmem“ und damit als spezifische soziale Situation auffassen lässt, bei der kommunikativ eine „Institutionengrenze“ überschritten wird. Dazu rücken wir die Eröffnung des Interviews – als anfängliche Überschreitung dieser Institutionengrenze – in das Zentrum unserer Untersuchung. Im besonderen Fall des autobiographisch-narrativen Interviews spielen dabei die von Schütze (1984) postulierten Kennzeichen der „biographischen Präambel“ eine zentrale Rolle. (3) Daran anschließend skizzieren wir das von uns zur Überprüfung vorgeschlagene Vorgehen, speziell wie wir in methodisch-kriterialer Hinsicht die Merkmale bestimmen, anhand derer wir wichtige Anfangsbeiträge des Interviews wie Gesprächsstimuli, Rückfragen und speziell die Elemente der „biographischen Präambel“ sowohl für die quantitative Auszählung als auch für die qualitative Interpretation identifiziert haben. Bei der interpretativen Rekonstruktion haben wir die Positionierungsanalyse nach Lucius-Hoene/Deppermann (2004) hinzugezogen, um den Aspekt der Selbstpositionierung innerhalb der biographischen Präambel genauer zu fassen. (4) Im dritten Teil stellen wir dann die Befunde unserer Untersuchung dar: zunächst die der quantitativen Überprüfung des Zusammenhangs von Stimulus, Nachfragen und Ausprägungen der Präambel (4.1) und danach die Rekonstruktion der Situationensaushandlungen und Positionierungsakte zu Beginn des Interviews (4.2). (5) Abschließend reflektieren wir die Befunde in Rekurs auf die methodische Ausgangsproblematik und geben einen Ausblick auf das Potenzial weiterer Forschung zu den Merkmalen qualitativer Interviews als sozialer Situation.

2. Die biographische Präambel im „Hyperpragmem“ des narrativen Interviewgesprächs

Die Analyse des qualitativen Interviews als eine gesellschaftlich konstituierte Form der Kommunikation, genauer des Gesprächs, benötigt einen soziologischen Begriff der Situation. Allgemein ließe sich hier mit Fritz Schütze Situation als „aktuelle[n] Konstellation“ begreifen, „innerhalb der sich allmählich eine Ereignisabfolge“ entfaltet, sowie als „Aktivitätsrahmen“, der den „Akteure[n] beziehungsweise Betroffenen“ im „je gegenwärtigen Geschehens- oder Interaktionsablauf“ Orientierung verleiht (Schütze 1987: 157, Umstellung: die/der Autor/in). Mit der kommunikativen Gattungsanalyse gesprochen geht es hier also um den Aspekt der „situativen Vermittlung“ von Kommunikation. Speziell interessiert dabei die Frage, wie Akteure an einer Kommunikation beteiligt sind, durch welche Art von Beiträgen sie in welchem Ausmaß Anteil daran haben. Die situative Vermittlung der Kommunikation im qualitativen Interview lässt sich anhand von Argumenten der Funktionalpragmatik präziser bestimmen.

Wie kommt es zu (k)einer Erzählung?

Zum erzähl- und argumentationsgenerierenden Potenzial von
Wie-kommen-Stimuli in qualitativen Interviews

Georgios Coussios und Judith Eckert

1. Einleitung

Erzählungen sind für die qualitative Interviewforschung im deutschsprachigen Raum zentral. In verschiedenen Verfahren der interpretativen Sozialforschung gilt die Textsorte Erzählung als „Königsweg“ (Mey 2000: 1) zur Rekonstruktion der jeweils interessierenden Sinngehalte. In der Narrations- und Biographieforschung im Anschluss an Schütze beispielsweise stellen Erzählungen deshalb die methodologisch primäre Textsorte dar, da sie vergangenem Handeln „am nächsten stehen“ (Schütze 1977: 1) und dieses so für die Forschenden zugänglich machen (siehe auch Schütze in diesem Heft und für eine differenzierte Auseinandersetzung mit der „Homologie-Annahme“ siehe Rosenthal 1995). In der Dokumentarischen Methode werden Erzählungen neben Beschreibungen als bevorzugtes Datenmaterial angesehen, weil sich erzählerische oder beschreibende Darstellungen der Handlungspraxis besonders eignen, um das im Fokus stehende konjunktive Wissen als atheoretisches, implizites und handlungsleitendes Wissen zu erforschen (Bohnsack 2017: 98 ff.; spezifisch mit Bezug auf Interviews Nohl 2017: 16). Für die Gestaltung von Interviews ergibt sich daraus, dass primär erzählgenerierende Fragen gestellt werden sollen – sei es im Rahmen narrativer Interviews (Schütze 1976, 1977, 2016, in diesem Heft), in denen „große“, oft lebensgeschichtliche Erzählungen im Fokus stehen, oder im Rahmen von Leitfadeninterviews, in denen mehrere „kleinere“ Erzählungen, etwa zu bestimmten Lebensphasen oder Ereignissen, produziert werden sollen (vgl. zum Beispiel Helfferich 2011; Kruse 2015; Misoch 2019; Nohl 2017; Witzel/Reiter 2022).

Entsprechend diesem hohen Stellenwert von Erzählungen stellt es eine grundlegende Aufgabe für Interviewende dar, eine erzählförderliche Interviewatmosphäre zu schaffen und erzählgenerierende Fragen zu stellen. Wie in der Literatur zum narrativen bzw. narrativ-biographischen Interview verdeutlicht wurde, gilt es, vor dem Interview eine Vertrauensgrundlage zu schaffen und die interviewte Person auf das besondere monologische Gesprächsformat des narrativen Interviews vorzubereiten (siehe dazu unter anderem Hermanns 1982; Riemann 1987; Schütze 1977). In nahezu jeder Anleitung zum Interviewen finden sich außerdem Hinweise auf erzählförderliche und -hinderliche Frageformate. Diese stehen im Fokus des vorliegenden Beitrags, in dem wir mit einem in der Methodenliteratur weit verbreiteten Missverständnis aufräumen. Während in der Methodenliteratur – gleich ob zu narrativen Interviews, teil-narrativen Interviews oder anderen Formen von Leitfadeninterviews – häufig Wie-kommen-Stimuli

in der Vergangenheitsform, etwa „Wie kam das?“, „Wie ist das gekommen?“ oder „Wie kam es, dass ...?“ als erzählgenerierende Formulierungen empfohlen werden, zeigt unsere sekundäranalytische Auswertung dieser Frageformate, dass sie nicht zuverlässig Erzählungen hervorbringen, sondern regelmäßig auch kurze und/oder argumentative Antworten.

Im Folgenden stellen wir zunächst dar, dass und mit welchen Begründungen Wie-kommen-Konstruktionen in der Methodenliteratur als Erzählanregung gelten. Dabei wird deutlich, dass Empfehlungen für Frageformulierungen kaum auf systematischer empirischer Forschung zu tatsächlichen Fragewirkungen beruhen (Abschnitt 2). Dieses Manko der unzureichenden Empirie zur qualitativen Interviewforschung und vor allem zur Bedeutung von Fragen war Ausgangspunkt unserer sekundäranalytischen Methodenforschungsprojekte, in denen wir auf breiter empirischer Basis untersucht haben, wie verschiedene Frageformate – darunter solche, die in der Methodenliteratur als Erzählstimulus gelten – von den Interviewten bearbeitet werden (Abschnitt 3). Analog zur Methodenliteratur, in der Wie-kommen-Formulierungen nahezu „schulenübergreifend“ als erzählförderlich angesehen werden, wurden sie in unserem Datenkorpus in methodisch unterschiedlich orientierten Interviews (narrative/lebensgeschichtliche, teil-narrative, problemzentrierte und unspezifizierte Arten von Leitfadenterviews) genutzt. In unserer empirischen Analyse zeigt sich allerdings, dass Wie-kommen-Konstruktionen in ihren Textsortenbezügen polysem, also mehrdeutig sind (Abschnitt 4.1). Entsprechende Stimuli werden vonseiten der Interviewten nicht vorrangig als Erzähl-, sondern in den meisten Fällen sogar dominant als Argumentationsaufforderung verstanden. Sie eignen sich daher nur bedingt zur Evokation genuin erzählerischer Darstellungen. Gleichzeitig haben Interviewende Möglichkeiten, über Kontextualisierungshinweise verschiedener Art die von ihnen gewünschte Textsorte anzuzeigen und so die Vagheit von Wie-kommen-Formulierungen in Richtung der forschendenseitig präferierten Textsorte zu vereindeutigen (Abschnitt 4.2). Abschließend fassen wir unsere Erkenntnisse zu Wie-kommen-Stimuli zusammen und diskutieren neben Begrenzungen unserer eigenen Studie Perspektiven für zukünftige Forschungen, die der Kontextabhängigkeit von Bedeutungen stärker Rechnung tragen. Frageformulierungen stellen zwar einen wichtigen eigenständigen Faktor für die Gestalt der nachfolgenden Antworten dar, da sie den Raum sinnvoller Antworten vorstrukturieren, nicht jedoch den einzigen (Abschnitt 5).

2. Wie-kommen-Konstruktionen in der Methodenliteratur

In der Methodenliteratur findet sich, wie erwähnt, interviewverfahrenübergreifend der Hinweis, dass Erzählungen unter anderem mit Wie-kommen-Stimuli angeregt werden könnten. Für das narrative Interview spricht Schütze (1977: 30) davon, dass der*die Interviewende „bis auf die Schlußphase narrativer Interviews [...] nur ‚wie (kam es)?‘ und ‚was geschah (dann)?‘-Fragen“ stellen sollte. In ähnlicher Weise rät Alheit (1999: 7) in seiner äußerst laienfreundlichen Einführung in das narrative Interview dazu, Erzählungen etwa mit der Formulierung „Wie kam das?“ hervorzulocken. Auch Küsters hält in ihrem Lehrbuch zum narrativen Interview Wie-kommen-Formulierungen für geeignete Erzählstimuli, wenn sie im Rahmen ihrer Studie zum Instrumentalspiel „Und wie kam das dann mit dem Instrument?“ als immanenten Erzählstimulus charakterisiert

Zum (Weiter-)Erzählen und Ausarbeiten animieren

Fremdwiederholungen als Praxis der zurückhaltenden Gesprächssteuerung

Christine Paul

*Und die einzige Aufgabe des Interviewers ist es,
den Gesprächspartner zum Erzählen zu bringen
(Erlach/Müller 2020: 99).*

1. Einleitung

In der Interaktion sind Fragen und Erzählaufforderungen zentrale Impulse, um Gesprächspartner:innen zum Erzählen aufzufordern und Erzählungen zu initiieren. Erzählen wird im Sinne der Konversationsanalyse als „koordinierte Aktivität aller Gesprächsteilnehmer“ verstanden, die sich als Prozess im Gespräch entwickelt (Gülich/Mondada 2020: 27). In qualitativen Interviews sind die Erzählungen der Interviewten häufig die zentrale Analysegrundlage, weshalb die Frage nach geeigneten Impulsen, Fragen und/oder Erzählaufforderungen in der Forschung als relevant erachtet wird (vgl. Wattanasuwan et al. 2009: 365): Die Interviewer:innen sollen die Interviewten zum Erzählen bringen und diese Erzählung möglichst wenig beeinflussen, was zum einen durch eine zurückhaltende Haltung, zum anderen durch bestimmte Impulse im Rahmen einer klaren Struktur gewährleistet werden soll. Methodenbücher geben zwar Handlungsanweisungen, wie zum Beispiel Fragen „sehr offen“ (Küsters 2009: 44) zu formulieren, „möglichst wenig Festlegungen vorweg[zu]nehmen, sich an den bisherigen Gesprächsaussagen [zu] orientieren und die von den interviewten Personen angesprochenen Themen [zu] explorieren [...und] keine Gelegenheit für eine einfache Ja-Nein-Antwort“ (Froschauer/Lueger 2020: 72) zu geben. Allerdings ist empirisch bisher wenig erforscht, welche Gesprächsimpulse in qualitativen Interviews tatsächlich erzählgenerierend sind (Ullrich 2020: 20).

In diesem Beitrag stehen Fremdwiederholungen im Fokus, d. h. insofern „zurückhaltende“ Gesprächsimpulse, als Interviewer:innen sich auf vorhergehende Redebeiträge beziehen, indem sie Bezugselemente von vorhergehenden Redebeiträgen der Interviewten wiederholen, ohne diesen etwas auf lexikalischer Ebene hinzuzufügen. Datengrundlage sind die weniger stark strukturierten Interviews des Berliner Wendekor-

pus. In dem als kollektives Gedächtnis konzipierte Korpus sprechen Ost- und Westberliner:innen darüber, wie sie den Fall der Mauer erlebt haben und wie sie im vereinigten Berlin, vier bis sechs Jahre später, leben (vgl. Dittmar/Paul 2019).¹

Zentrale Frage ist, ob in qualitativen Interviews die Interviewer:innen mit Fremdwiederholungen Erzählungen unterstützen und zum Ausarbeiten vorhergehender Redebeiträge animieren. Erzählungen werden dabei als koordinierte Aktivität im Gespräch verstanden. Vereinzelt wurde bereits darauf hingewiesen, dass Fremdwiederholungen beispielsweise in der Familientherapie ein Mittel der Gesprächssteuerung darstellen können (Ong et al. 2024) oder in qualitativen Interviews zu Ausarbeitungen von Antworten führen (Paul 2019). Fremdwiederholungen wurden aber noch nicht im Kontext von Erzählungen in qualitativen Interviews analysiert. Die Daten des Berliner Wendekorpus zeigen, dass Interviewer:innen mit Fremdwiederholungen Bezugselemente als relevant und damit Erzählstränge als erzählwürdig markieren und daher zum Ausarbeiten und Weitererzählen animieren. Interviewer:innen entfalten mit Fremdwiederholungen mit Frageelementen, die über den propositionalen Gehalt der Ausgangsäußerungen hinausgehen, Themen und evozieren Ausarbeitungen von Erzählungen,

2. Forschungsstand

2.1 Erzählungen in qualitativen Interviews

In der qualitativen Sozialforschung geht man davon aus, dass Erzählungen in qualitativen Interviews unter anderem Zugänge zum Erleben sozialer Wirklichkeit, zur Biographie der Interviewten (zum Beispiel Schütze 1983) und zur narrativen Identität (Lucius-Hoene/Deppermann 2013) ermöglichen. Erzählungen werden beispielsweise in narrativen Interviews, einer von Schütze (zum Beispiel 1983) entwickelten Erhebungsform, als Zugang zur Lebensgeschichte der Interviewten verstanden, bei der diese aufgrund von Impulsen möglichst ausführlich eigene Erlebnisse erzählen (Küsters 2022, Misoch 2019). Anhand von Erzählungen und den subjektiven Perspektiven auf individuelle Erlebnisse kann die Konstruktion von Wirklichkeit aufgezeigt werden, wobei die überindividuellen Prozessstrukturen des Erzählten, die gesellschaftliche Relevanz besitzen, sichtbar werden (Schütze 1983: 284): „Dies bedeutet, dass individuelle Lebensgeschichten als soziale Gebilde verstanden werden, und somit zum einen in geschichtliche Prozesse eingebunden sind, zum anderen aber im Erzählen soziale Wirklichkeit erst konstituieren“ (Misoch 2019: 38). Damit Interviewte möglichst unbeeinflusst ihre Lebensgeschichte erzählen, sei in narrativen Interviews die absolute Zurückhaltung des Interviewenden entscheidend.

Mündliches Erzählen kann man als Rekonstruktion vergangener oder fiktiver Ereignisse beschreiben, mit dem kommunikativen Ziel, zu unterhalten, das heißt, Zuhörer:innen zu involvieren, sowie Informationen, Erlebtes und Gefühle zu teilen (Lucius-Hoene/Deppermann 2013: 19). In der Alltagskommunikation haben Erzählungen einen besonderen Stellenwert, da sie Zugänge und Reflexionsmöglichkeiten zum Erlebten ermöglichen (Ochs/Kapp 2001: 2) und der Selbstdarstellung und Identitätskonstruktion

1 Das Berliner Wendekorpus entstand unter der Leitung von Norbert Dittmar im Rahmen einer universitären Weiterbildung. Zugriff auf das „Wendekorpus“ ermöglicht das Leibniz Institut der Deutschen Sprache in der Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): https://dgd.ids-mannheim.de/dgd/pragdb.dgd_extern.welcome (9.5.2025).

“Any time I came across something puzzling or problematic, I wrote about it, and that helped me to think about interviews theoretically”

Kathryn Roulston in conversation with Judith Eckert and Georgios Coussios¹

Biographical Note

Kathryn Roulston is Professor in the Qualitative Research Program at the Department of Lifelong Education, Administration, and Policy of the University of Georgia, Athens. In addition, she serves as head of the aforementioned department. Trained in music education and inspired by Carolyn Baker who proposed the ethnomethodological studies of interviews, Kathryn Roulston has become a leading voice in qualitative research methodology and interactional studies of interview talk. For her research, she uses, amongst others, ethnomethodological (EM) and conversation analytic (CA) approaches. Roulston has published extensively on qualitative methods. In 2010, she published her book *Reflective interviewing: A guide to theory and practice* whose reworked edition *Interviewing: A guide to theory and practice* appeared in 2022. Her edited volume *Interactional studies of qualitative research interviews* (Roulston 2019) has been one of the major works in the empirical study of qualitative interviews during the past years. Her edited volume on interviewing, *Quests for questioners: Inventive approaches to qualitative interviews* (Roulston 2023) adds to the repertoire of approaches to interviewing by examining other ways to theorize interviews and conduct them through additional elicitation strategies.

Start of Methodological Research on Interviewing

Judith Eckert (JE) and Georgios Coussios (GC): Thank you, Kathy, for taking the time to talk about interview research with us. This interview will be about your research biography and your research and perspective on interviewing. Perhaps we can start by going back to where it all began. You completed a Bachelor’s and Master’s degree in music education. We know from your publications that you conducted a qualitative interview study during your Master’s program for which you used thematic analysis. Later on, you re-examined these interviews from an EM/CA perspective (Roulston 2001) which characterizes your work until today. Can you tell us what had happened back then and how your in-depth involvement with interviews came about? What fascinated you about qualitative interviews?

Kathryn Roulston (KR): Thank you for inviting me to talk about interviewing today. Thinking about my own biography as a researcher takes me back! I first conducted interviews in 1991 for my master’s thesis. I recruited teachers and music advisors in two different provinces in Canada. I also had the opportunity to interview experts in the teaching of singing at an international conference that took place at the University of

¹ The following interview was conducted in January 2025 via e-mail for the purpose of this special issue. There were two rounds of question-answer dialogue. This is the final and authorized version approved by Kathryn Roulston on 17th March, 2025.

Calgary that year. I had taken one course on research methods at that time, and did not have any training in qualitative interviewing. It is no surprise then that I used my everyday understandings of interviewing to conduct those interviews. The whole research process – including conducting literature reviews and learning from others through interviewing and observation fascinated me. This opened a new way for me to understand the world.

JE/GC: What fascinated you about the EM/CA approach? Which insights or experiences led you to favoring an interactional perspective on interviews?

KR: I began my doctoral studies in the mid-1990s and worked with Dr. Carolyn Baker who used ethnomethodology. It was she who introduced me to ethnomethodology and the work of Harvey Sacks. At that time, I did not know what to make of it. Reading Carolyn's work on ethnomethodological understandings of interviewing, and the work of Harvey Sacks in *Lectures on Conversation* which was published in 1992 led me to rethink a puzzling encounter during my master's thesis research. That led to the 2001 article which re-analyzed a sequence of interview interaction that I had analyzed thematically. This helped me understand some of the challenges in analyzing and representing interview data – that of attending to the researcher's work in the generation of data. I found Harvey Sacks' observations about everyday conversation and his explorations of the conversational resources we use to accomplish social actions fascinating. I still do.

JE/GC: Can you give us an example of the new insights that the EM/CA perspective helped you to gain concerning the challenges concerning data analysis and data representation?

KR: Taking an EM/CA perspective to examine interview transcripts enables the analyst to consider the "social actions" that are accomplished by speakers in interviews. For example, when people provide descriptions in response to questions ("answers") they might also be accomplishing other sorts of actions – for example, "praising", "complaining", "justifying", "resisting", "disagreeing" and so forth. These are all types of social actions that people accomplish as they answer questions.

JE/GC: If you were to introduce novices to Carolyn Baker's approach: How can one characterize it in a few sentences? What are analytical questions or heuristics that she recommended for studying interviews?

KR: Carolyn Baker, in her 2002 chapter in the *Handbook of interview research*, provides 5 keys to examine interviews ethnomethodologically. These are (1) to examine the interaction as a conversational sequence using the tools of conversation analysis; (2) treat data as accounts in which members of groups speak as members of specific populations to which they have been assigned by the researcher; (3) examine the membership categorization work used by speakers to do descriptions; (4) investigate the identities produced in talk and (5) examine the "versions of worlds" talked about by speakers (Baker 2001: 778).

Decolonizing knowledge production in and through interview research

Charles L. Briggs in conversation with Judith Eckert and Georgios Coussios¹

Biographical Note

Charles L. Briggs is Professor of Anthropology and the Alan Dundes Distinguished Professor at the Department of Anthropology of the University of California, Berkeley. Additionally, he serves, amongst others, as Co-Director of the Berkeley Center for Social Medicine and Co-Director of the Center for the Critical Study of Latinx Health at the Latinx Research Center. His research interests include social/cultural anthropology, especially as relating to linguistic and medical anthropology, narrative, media and mediatization, folklore and performance, racialization, and violence. His first major contribution to qualitative interviewing *Learning how to ask. A sociolinguistic appraisal of the role of the interview in social science research* appeared in 1986. Since then, Briggs has continued to reflect on the linguistic, social and cultural dimensions of interviewing on the micro-level of interaction and the macro-level of discourses (Briggs 2001, 2007a, 2007b) and has highlighted the nexus of language, power, and knowledge production in modern societies in the book *Voices of modernity: language ideologies and the politics of inequality* (Bauman/Briggs 2003).

Research on interviewing: From micro to macro perspectives

Learning how to ask

Judith Eckert (JE): So, thank you, Charles, for taking the time to talk with us about interviewing today. Maybe we start at the very beginning. Your first and very remarkable contribution to interview research is your book *Learning how to ask*, which appeared in 1986. So, what ignited your initial interest in interviews as a method for qualitative research?

Charles Briggs (CB): Well, certainly it was quite accidental. I didn't start out intending to study methodology or interviewing. I grew up in a predominantly Latinx neighborhood in Albuquerque, New Mexico, and I was very interested in the older, Spanish-dominant members who were primarily agriculturalists in the community. And I spent a lot of time with them. I was kind of a strange child who often gravitated towards old people who had bodies of wisdom that I thought were quite remarkable and, of course, also with whom I really learned Spanish. So, they also kept saying, you should go up north because there are communities where people are primarily agricultural and where they basically don't have to deal with the press of the urban environment and of whiteness, of English speakers every day. And I also had a family connection to a small community named Córdova up north. So, I just went there when I was 19 years old to

¹ This interview with Charles Briggs was conducted in February 2025 via Zoom for the purpose of this special issue. Afterwards, it was transcribed, edited by Judith Eckert, Georgios Coussios, and Sammy Charafi, and revised by Charles Briggs. This is the final and authorized version approved by Charles Briggs on 2nd June, 2025.

spend a couple of weeks with a couple, George and Silvanita López, who I had met long before when I was a child. They were very well-known wood carvers, who made images of the saints and all sorts of things about birds and trees that were purchased primarily by tourists and also by museum collectors and very rich private collectors. So, I went and I spent two weeks with them in their house. And they became interested and they said, you know, we have wanted to tell our own story because people see us essentially through a racist lens as producing carvings that reflect what they see as our primitive religiosity and our closeness to nature. And really, we make these carvings to be able to deal with the fact that the US government and rich Anglo-Americans stole our lands, and therefore most of us have to work as maids and as janitors in Los Alamos Scientific Laboratory – that is where the atomic bomb was created –, rather than being able to stay in our own communities and work without domineering white bosses. And so, with this, we're able to have that income to stay here. So basically, what we're doing is we're producing small scale wooden models of the racist stereotypes of our customers. So, we would like a book written that would tell our side of this story, because there was a lot of more museum or also sort of popular literature about these wood carvers. And again, their works are in museums in Germany. They're really all over the world. So, of course I had a sort of crisis. I'm 19 years old. I'm just beginning my college studies. How could I possibly do this? But they had really charged me with a particular task. And so, I decided that I had to at least give it a try. I mean, now we would call this community-based or engaged research. Those terms weren't available then [at the beginning of the 1970s, JE and GC], but it was precisely a job that was assigned by the community and seemed to be of some interest to the community. So, then I went away for a while and tried to figure out what the heck I would do and then came back later and began to sort out how I would do research to write a book. And of course, what I immediately thought, looking at the research literature was that I would have to do interviews. So, I tried to read through some of the kind of cookbook-type research on interviewing in anthropology and the social sciences. Consequently, I came there with a cassette recorder that I borrowed from my parents, and bought a small microphone with a cable – nowadays tremendously obsolescent technologies – and with a list of 12 questions. I approached George and Silvanita López one evening and began the research starting off with the questions, which I figured would just somehow open up their knowledge and would enable the sort of material that would be crucial to this book to flow. The first question was asking Mr. López, “how did you begin carving?”. I considered this to be entirely innocuous and simply an automatic way of opening the spigot. However, he looked up at the ceiling and said, “Uuh, pués, quién sabe!” (“Oh, well, who knows!”). Of course, I was flabbergasted. What had gone wrong here? So, I went down to question number two. His father had begun this carving industry, and I said, “well then, how did your father begin carving?”. And you can now probably guess his response, which was, “oh, pués, quién sabe.” So, I didn't go to question three. This was some type of a rupture. I realized something was entirely wrong. I went back to this small trailer down from their house where I was living that night, and I was thoroughly depressed because my career as a researcher, which had really not even begun, had already ended. The next morning, I went back and all I could do was sit in their kitchen while they were carving wood and sit there for a number of days and watch them carve somewhat despondently. And finally, Mr. López, you know, got sort of